

Was heißt ‚sich entscheiden‘?

Zur Debatte um die Willensfreiheit

Forumsvortrag von Prof. Dr. Dr. Thomas Fuchs am 1. Dezember 2005

12

Das altehrwürdige philosophische Thema der Willensfreiheit erlebt gegenwärtig eine ungeahnte Renaissance: Auf diesem Feld kämpfen Neurobiologie und Geisteswissenschaften um die künftige Deutungshoheit über unser Menschenbild. Dementsprechend ist die Debatte weitgehend geprägt von einem Gegensatz naturalistischer und rationalistischer Positionen. Die eine Seite behauptet die Determiniertheit allen menschlichen Handelns durch neuronale Mechanismen, die unseren Motivationen, Entscheidungen ebenso wie Handlungen zugrundeliegen sollen.¹ Die andere Seite verteidigt die Autonomie des rationalen Subjekts unter Berufung auf die diskursive Begründung und Verantwortung von Handlungen. Gründe, die wir uns selbst und anderen für unsere Entscheidungen geben – so das Argument – entstammen einer kulturellen Sphäre, die unser Gehirn geprägt hat, und nicht umgekehrt; sie lassen sich nicht auf Naturprozesse reduzieren.²

Somit ließe sich die Debatte auf die Frage zuspitzen, ob menschliches Entscheiden und Handeln entweder durch *Ursachen* oder aber durch *Gründe* bestimmt sei. Damit aber geriete sie auf vorgezeichnete dualistische Bahnen: auf der einen Seite ein physikalischen Gesetzen unterworfenen Körperapparat, auf der anderen Seite die intelligible, symbolisch strukturierte Welt des Geistes. Je nach Standpunkt soll dann eine Seite die andere bestimmen. Weitgehend ausgeblendet bleibt dabei jedoch die Rolle, die die Subjektivität in ihrer zeitlichen und emotionalen Dimension bei Entscheidungen spielt (denn Entscheidungen sind eben zeitlich ausgedehnte, reife Prozesse); außer Acht bleibt, mit anderen Worten, dass Entscheidungen zuallererst einem *Lebensvollzug* angehören. Diese Dimension zu beleuchten und so den latenten Dualismus der Debatte zu überwinden ist das Ziel der folgenden Überlegungen. Ich beginne zunächst mit einer kurzen Kritik der naturalistischen Position, um zu zeigen, dass Entscheidungen unabdingbar an Subjektivität gebunden sind. Im Weiteren wende ich mich der Phänomenologie der Entscheidung selbst zu: Was heißt es eigentlich, sich zu entscheiden?

Können Gehirne entscheiden?

Betrachten wir vorab die naturalistische Position etwas näher. Nach Gerhard Roth sind "... die beiden entscheidenden Komponenten des Phänomens ‚Willensfreiheit‘, nämlich etwas frei zu wollen (zu beabsichtigen, zu planen) und etwas in einem freien Willensakt aktuell zu verursachen, eine Täuschung."³ Tatsächlich, so Roth, werden Entscheidungen durch unbewusste emotionale Prozesse im limbischen System gesteuert und die Handlungen dann vom Gehirn ausgelöst, bevor dies der Person bewusst geworden ist. Erst nachträglich werden die Entscheidungen des Gehirns vom Bewusstsein gleichsam ratifiziert. Das Gehirn gaukelt uns somit das Gefühl des Handelns nur vor. Mit anderen Worten: Wir tun nicht, was wir wollen, sondern wir wollen, was wir tun.

Als entscheidendes Experiment für diese These fungiert Benjamin Libets Nachweis eines vorauslaufenden Bereitschaftspotenzials im Gehirn bei subjektiv erlebten Willkürbewegungen. Dabei wurden Versuchspersonen aufgefordert, auf den Impuls zur Bewegung eines bestimmten Fingers zu warten und dann anhand einer rasch beweglichen Uhr den Zeitpunkt dieses Impulses anzugeben. Als Resultat ergab sich, dass das mittels EEG-Ableitung gemessene motorische Bereitschaftspotenzial dem subjektiv angegebenen Zeitpunkt des Bewegungsimpulses um ca. 500 msec vorausging.⁴ Dieses Experiment ist jedoch zu Recht vielfach kritisiert worden, vor allem weil es menschliches Handeln experimentell von seinem intentionalen Kontext isoliert und auf das Niveau von Zufallsbewegungen reduziert. Es mutet abenteuerlich an, dass die Willensfreiheit ausgerechnet mit einem Experiment widerlegt werden soll, dass doch auf der freiwilligen Teilnahme von Versuchspersonen beruht, die ohne ihre Zustimmung ihren Finger nie bewegt hätten. Diese vorausgehende Komponente, also der eigentliche Entscheidungsprozess, wird vom Experiment gar nicht erfasst, sondern gerade ausgeschaltet. Insofern soll es uns hier auch nicht näher beschäftigen.⁵ Doch so wenig das Experiment eigentlich besagt – nach Roth und Singer sollen gleichwohl auch sämtliche *vorauslaufenden* Überlegungen und Entscheidungsprozesse neuronal determiniert sein, so dass man bei allen Willenshandlungen korrekt sagen

13

14 müsse: "Nicht ich, sondern mein Gehirn hat entschieden".⁶

Entscheiden also Gehirne? – Nehmen wir zum Vergleich einen Schachcomputer und geben ihm eine bestimmte Stellung der Figuren ein, um herauszufinden, ob Zug A oder Zug B in dieser Stellung der günstigere ist. Über den programmierten Algorithmus berechnet der Computer das Resultat, Zug B. Sollen wir nun sagen, der Computer habe eine Entscheidung für B getroffen? Natürlich nicht, denn die Möglichkeit der Entscheidung für Zug A hat in Wahrheit niemals bestanden. Das Resultat B stand von vorneherein fest, und nur die Tatsache, dass der elektronische Rechengang aufgrund seiner Komplexität *in endlicher Zeit ablief*, könnte hier so etwas wie einen progressiven "Entscheidungsprozess" suggerieren, so als ob der Apparat geögert und sich dann entschieden hätte.

Hier treffen wir auf ein wichtiges Moment des Entscheidungsbegriffs, nämlich das der kontrafaktischen Möglichkeit. Sich Entscheiden setzt voraus, das Faktische einklammern und die in Betracht kommenden Alternativen *als* Möglichkeiten *denken* zu können – ich könnte *dies* tun, oder auch nicht, oder etwas anderes. Die Voraussetzung für Entscheidungsfreiheit ist also ein Raum des Denkens, der Möglichkeiten, in dem ich mich frei bewegen kann. Wir können uns Mögliches vorstellen, weil wir zum bloß Faktischen "Nein" sagen, weil wir die unmittelbare Realität einklammern können. Der menschliche Geist ist wesentlich durch die Fähigkeit der *Negation* charakterisiert, also die Fähigkeit, zu A auch ein Nicht-A zu denken, den Irrealis – hätte, wäre, würde, könnte usw. *Negativität als solche, Nicht-Sein* und damit *Möglichkeit* gibt es jedoch in der physikalischen Natur nicht, ebenso wenig in der digitalen Welt des Computers. Für den Computer existiert also tatsächlich nichts Mögliches; Computer entscheiden daher auch nichts, gleichgültig wieviel Zeit sie zur Berechnung benötigen. Und selbst ein Zufallsgenerator würde daran nichts ändern, denn auch von einer Lottomaschine würden wir nicht sagen, sie habe heute die Entscheidung für die Zusatzzahl 12 getroffen.

Nun mag man einwenden, dass Gehirne ganz anders arbeiten als Computer. Das ist richtig, aber darauf kommt es hier nicht an: Betrachtet nämlich der

Neurowissenschaftler die neuronalen Prozesse zu Recht als vollständig physikalisch determinierten Ablauf, dann gab es auch z.B. bei meiner Entscheidung vor drei Tagen, ob ich lieber ins Kino gehe oder an diesem Vortrag schreibe, tatsächlich niemals eine andere Möglichkeit als die faktisch realisierte. Der Begriff der Entscheidung setzt aber die Existenz alternativer Möglichkeiten für ein Subjekt voraus, nämlich die Vorstellung von Zukünftigem, dem ich meine Zustimmung geben oder auch verweigern kann (Wie schön wird es sein, den Abend gemütlich im Kino zu verbringen? Wie unangenehm wird es sein, den Vortrag dann immer noch nicht fertig zu haben?). Nun soll meine Vorstellung nach Roth und Singer für das Resultat der Entscheidung gerade *keine Rolle* spielen, denn dieses Resultat wird allein durch neuronale Programme erzeugt, und meine subjektiven Überlegungen und Bewertungen sind dabei nur eine Begleitmusik. Da nun mein Gehirn nicht anders konnte, als mich zum Schreiben meines Vortrags zu verdammen, und die Möglichkeit ins Kino zu gehen auf dieser neuronalen Betrachtungsebene tatsächlich niemals existierte, hat es auch keine Entscheidung getroffen.

Nun könnte man argumentieren, mein Gehirn habe sich doch mit den Möglichkeiten der Situation "befasst", während ich überlegte, habe sie miteinander verglichen und "bewertet", und daher sei der Begriff der "Wahl" eine korrekte Bezeichnung für den Prozess, der in meinem Gehirn ablief.⁷ Doch auch dieser Begriff ist an Subjektivität gebunden. Nehmen wir zur Illustration noch einmal den Schachcomputer: Er hat sogar Millionen von Spielzügen durchgerechnet, ohne auch nur ein einziges Mal zwischen ihnen "zu wählen". Denn wählen, also vorziehen beruht auf einer vergleichenden Bewertung als "besser" oder "schlechter", für die der Computer gar kein Organ hat. Wir selbst als fühlende Wesen haben seine Zielvorgaben entsprechend unseren Wünschen und Wertungen programmiert. Da nun auch Neuronensysteme nichts "wünschen" oder "bewerten", können Gehirne ebensowenig "wählen" oder "vorziehen" wie Computer. Gegen solchen neurowissenschaftlichen *newspeak* sollten wir uns entschieden zur Wehr setzen. Nur indem Roth und Singer unsere Selbsterfahrung, die sie doch zur Illusion erklären, immer wieder auf das Gehirn gleichsam

16 abfärben lassen, gewinnt ihr falscher Sprachgebrauch überhaupt nur den Anschein einer Berechtigung.

Fazit: Eine vollständig naturwissenschaftliche Beschreibung der Welt, in der keine Subjekte als Zentren von Vorstellungen, Wünschen und Bewertungen mehr vorkommen, macht die Begriffe der Möglichkeit ebenso wie der Entscheidung sinnlos. Das Mögliche, d.h. das Nicht-Seiende, das wir uns vorstellen können und in der Entscheidung wählen, ist im bloß Tatsächlichen nicht aufzufinden. Scheidet die Perspektive des Subjekts als illusionär aus, dann hat niemals eine andere Möglichkeit existiert als das faktische Geschehen: Gehirne entscheiden nicht.

Der Nachweis dieser eigentlich trivialen Wahrheit hat uns immerhin einen zusätzlichen Gewinn gebracht, nämlich eine erste Vorstellung einiger Momente, die unsere Erfahrung von Entscheidungen wesentlich ausmachen. Dazu gehört (1) die besondere Zeitlichkeit des Entscheidungsprozesses, der eben keinen Automatismus darstellt wie ein ablaufendes Rechenprogramm, sondern einen dynamischen, wachsenden oder "reifenden" Prozess; (2) die imaginative Vorwegnahme oder Antizipation von Möglichkeiten, d.h. die Zukunftsbezogenheit des Prozesses, und (3) die Rolle der Gefühle und der Bewertung für die Entscheidung. Im Folgenden will ich diese Momente phänomenologisch deutlicher herausarbeiten und ihre Bedeutung für unsere Freiheitserfahrung aufzeigen.

Zur Phänomenologie der Entscheidung

Die Phänomenologie der Entscheidung lässt sich am besten anhand von Konfliktsituationen entwickeln, die nicht trivialer oder beliebiger, sondern ernsthafter und existenzieller Natur sind: also etwa die Entscheidung, ob man verreisen oder erst eine wichtige Aufgabe beenden sollte, ob man in eine andere Stadt ziehen oder welchen beruflichen Weg man einschlagen solle. In der typischen Frage: "Was *soll* ich tun?" kommt die Ernsthaftigkeit, der Forderungscharakter der Situation zum Ausdruck: Das "sollen" scheint es nicht nur meiner momentanen Laune zu überlassen, wie ich mich entscheide.

In der Sprache der Feldpsychologie von Kurt Lewin oder Hans Thomaе handelt

es sich dabei um "multivalente Situationen", gekennzeichnet durch die Gleichzeitigkeit mehrerer verschieden gerichteter, konkurrierender Möglichkeiten, "Aufforderungscharaktere" oder "Valenzen". Es sind zugleich Situationen einer mehr oder minder ausgeprägten Desorientierung, einer Krise (das griechische *krisis* bedeutet nichts anderes als "Entscheidung"): Der unbefangene, unproblematische Zukunftsbezug ist unterbrochen, die Lebensbewegung erfährt eine Stockung, ein Moratorium. Es tritt nun eine Phase von virtuellen Probebewegungen ein, in der die Person künftige Möglichkeiten, ihre Vorteile, Risiken oder Hindernisse vorwegnimmt, um so eine neue *Kohärenz*, eine neue Orientierung in ihrer Lebensbewegung zu finden.⁸

Die antizipierenden Überlegungen und Vorstellungen in dieser Phase bewegen sich nicht nur im Äußeren, sondern beziehen das Selbst mit ein. "Was passt zu mir?", "was ist mir wirklich wichtig?", "wer möchte ich sein?" – das sind Fragen, die sich in dieser Situation stellen. Sie dienen der *Explikation* eines Lebensentwurfs, der sonst den impliziten Hintergrund des Lebens darstellt, aber noch nicht in besondere Gerichtetheiten oder Zielvorstellungen differenziert ist. Der Zukunftsbezug dieser Phase ist freilich mit dem Begriff der Vorstellung künftiger Möglichkeiten nur unzureichend beschrieben. Die Antizipation bedeutet auch ein *Vorausfühlen*: "Wie es sein würde, wenn ich dies tue", "wie ich mich wohl in dieser Situation fühlen würde". Thomaе hat in seiner Studie zur Entscheidung diese Vorwegnahme mit dem treffenden Kunstbegriff der "*Vorahnung*" umschrieben. Er lässt "*Vorahnung*" ebenso wie "*Nachahnung*" anklingen und bringt damit sowohl das intuitiv-spürende als auch das leiblichmimetische Moment der Antizipation zum Ausdruck. Es geht gewissermaßen um ein "Sich-Vorausspüren" in einer imaginierten Situation. Entscheiden heißt nun, sich heranzutasten an ein Erlebnis der *Stimmigkeit*, der Kongruenz zwischen den imaginierten Möglichkeiten und einem neu aktualisierten Selbstentwurf, in dem die eigenen Motive, Erfahrungen, Neigungen und Wünsche enthalten sind. In diesem fortschreitenden Klärungsprozess durchdringen sich aktivsuchende, kognitive und passiv-empfindliche, intuitive Momente, so dass sich die Person einerseits transparenter,

18 andererseits auch spürbarer wird und sich mit der Wahl identifizieren kann. Im gelingenden Fall mündet dieser Prozess in den *Entschluss* als der evident erlebten und gespürten Kongruenz: "Das ist das Richtige", "so stimmt es für mich", "so soll es sein".

Diese Kongruenz wird freilich in der Praxis häufig nicht erreicht – etwa weil die Abwägung zu keiner schlüssigen Gewichtsverteilung führt, weil der Verzicht auf eine der Alternativen zu schwer fällt, oder weil es umgekehrt bei der Entscheidung nur um das "kleinere Übel" geht. Dann gibt es mehrere Möglichkeiten: (1) die Ambivalenz wird durch ein "voluntaristisches" Moment der Willkür oder Spontaneität des Entschlusses überwunden; (2) es wird eine "Vernunftentscheidung" getroffen, ohne Rücksicht auf entgegenstehende Motive und Gefühle; (3) die Entscheidung wird überhaupt an andere Personen oder an äußere Umstände delegiert. Insofern bezeichnet der Begriff der Kongruenz weniger den Normal als den Idealfall menschlicher Entscheidungen, in dem die Person auch den erforderlichen Verzicht mit in ihren Entschluss aufgenommen hat und dennoch mit sich "im Reinen" ist.

Als Zwischenbilanz dieser Überlegungen ergibt sich vor allem zweierlei:

- (1) Im Entscheiden bewegen wir uns im Horizont der Zukunft; mit jeder Entscheidung ist eine Antizipation des eigenen Werdens verbunden. Unser Selbstentwurf enthält eine implizite "Vorgestalt" der Lebensführung, die in Situationen der Entscheidung neu aktualisiert werden muss. Insofern bedeutet der Prozess der Klärung und Entscheidung selbst bereits eine Weiterentwicklung der Person, ein *Werden*. Dass die Sprache Entscheidungen "reifen" lässt, bezeichnet prägnant den inneren Wachstumsprozess, der ihnen im gelingenden Fall zugrundeliegt. Echte Entscheidungen sind als Teil der eigenen Lebensbewegung nur von einer *offenen Zukunft* her möglich und nicht aus Determinanten der Vergangenheit abzuleiten, auch wenn wir uns natürlich immer unter Bedingungen und Bedingtheiten entscheiden.

- (2) Das "Reifen" der Entscheidung erfolgt in einem spiralförmig fortschreitenden Prozess, in dem bewusste (explizite, verbalisierte) Komponenten und unbewusste (implizite, intuitive) Komponenten einander wechselseitig beeinflussen und vorantreiben. Das bedeutet zum einen, dass sich die Entscheidungsgewissheit nicht durch rein rationale Erwägung intelligibler Gründe einstellt. Gründe dienen in erster Linie der Rechtfertigung vor sich und vor anderen⁹; für das sichere Gefühl der Stimmigkeit einer Entscheidung sind sie allein nicht tragfähig genug. Andererseits kann aber die Entscheidung auch nicht als blosses Ergebnis unbewusster emotionaler "Steuerung" angesehen werden, wie Gerhard Roth annimmt. Denn der unbewusste, automatisierte Lebensvollzug ist ja in der multivalenten Situation gerade unterbrochen. Bewusstsein und Überlegung werden deshalb erforderlich, weil vorgeformte, eingespielte Reaktionsmuster an ihre Grenzen gestoßen sind und eine Neuorientierung ansteht. Entscheiden ist also weder ein rational-diskursiver noch ein irrational-blinder Prozess, sondern bedeutet im gelingenden Fall das Sich-Einstellen einer spürbaren Kongruenz, eine Form nicht berechenbarer Sinnbildung.

19

Diese beiden Merkmale der Entscheidung, ihre dynamische Entwicklung und die schließliche Erfahrung von Kongruenz, möchte ich nun näher betrachten.

Entscheidung als dynamischer Prozess

Das erste Merkmal, der Prozesscharakter der Entscheidung, liefert ein wichtiges Argument gegen den psychologischen Determinismus. Dieser beruht nämlich auf der mechanistischen Vorstellung eines Kräfteparallelogramms aus invarianten Größen – seien es "Motive", "Triebe", "Wünsche", das "Ich" oder der "Will-e" – quasi verdinglichten "Faktoren" also, die in der Psyche auftreten, miteinander interagieren und so ein prinzipiell vorausberechenbares Resultat erzeugen. Das wäre die psychologische Entsprechung zu den sich abspulenden Algorithmen des Schachcomputers oder der neuronalen Programme. Doch es ist falsch, Vorstellungen, Wünsche oder Motive als unabhängige Variable zu denken.¹⁰ Alle Komponenten,

20 die in den dynamischen Prozess des Erwägens und Entscheidens eingehen, modifizieren, beeinflussen und durchdringen sich fortlaufend, und ehe eines der Motive sich durchsetzt, macht es gar keinen Sinn zu sagen, es sei das stärkere. Es wäre absurd, den Wunsch, nächste Woche in den Urlaub zu fahren, und den entgegengesetzten Wunsch, lieber eine begonnene Arbeit zu beenden, als je eigene Kräfte mit bestimmten Energiebeträgen aufzufassen. Sie existieren nicht als fixe Determinanten, sondern nur als Funktionen der aktuell erlebten Situation, die ihre Richtung, Intensität und Bedeutsamkeit bestimmt und fortlaufend modifiziert.¹¹

Der Determinismus basiert auf der Annahme, dass gleiche psychische Ursachen gleiche Wirkungen hervorbringen. Henri Bergson hat demgegenüber gezeigt, dass die Zeitlichkeit des Psychischen eine geschichtlich fortschreitende ist, die nie wieder zu identischen Elementarbedingungen zurückgelangen kann.¹² Der Strom des Seelenlebens ist als ganzer einmalig, seine Stadien unwiederholbar und seine invarianten Strukturen nur Abstraktionen: Keine Erinnerung, kein Gefühl oder Gedanke wiederholt sich in exakt gleicher Form. Denn alles früher Erlebte wird entweder miterinnert oder beeinflusst das Gegenwärtige implizit, als Vergessenes oder Verdrängtes. Seelisches besteht nicht aus gleichförmigen Elementarereignissen. Die Beziehung einer Handlung zu dem Zustand, aus dem sie hervorging, lässt sich daher durch kein Gesetz ausdrücken; denn dieser Zustand war einzigartig und kehrt niemals wieder. Daher sind Entscheidungen und das aus ihnen folgende Handeln nicht als gesetzlich determinierte Wirkung von Ausgangsfaktoren zu begreifen.¹³ Es handelt sich vielmehr um einen progressiven, lebendigen und offenen Prozess, in dem Such- und Tastbewegungen, Vorgefühle, Überlegungen und Selbstdeutungen in eine nicht vorzuberechnende, neue Sinnbildung münden.

Entscheidung als Kongruenzerfahrung

Damit komme ich zum zweiten vorhin genannten Merkmal, der Erfahrung von Kongruenz. Entscheidungen, so lautete die Voraussetzung, resultieren nicht aus bloßer Überlegung von Gründen. Während Erkennen in vollständiger Objektivie-

21 rung möglich ist, so dass wir vom Erkannten prinzipiell getrennt bleiben, verhält es sich beim Entscheiden anders: Hier müssen wir uns selbst einsetzen und Partei ergreifen. Dies aber geschieht in einer nie ganz durchschaubaren Situation, in der zudem nur begrenzte Zeit zur Verfügung steht. Wir kämen nie zum Handeln, wenn wir erst vollständige Übersicht über alle Konsequenzen erlangen müssten. Die Entscheidung überspringt, so Hermann Lübbe, eine Lücke in den rationalen Bestimmungsgründen des Handelns.¹⁴ Wie ist dies möglich? Die zentrale Rolle dabei spielen die schon erwähnten Vorgefühle oder "Vorahnungen". Durch Gefühle sind wir in der Lage, komplexe Situationen ganzheitlich, gleichsam auf einen Blick zu erfassen und zu bewerten. So gibt es auch gegenüber den vorgestellten Handlungen und Konsequenzen unserer Entscheidungen eine wortlose Spürenreaktion, sei es dass sie als "fremd", "unpassend" oder aber als "stimmig" empfunden werden. Die Authentizität der schließlich getroffenen Entscheidung ergibt sich demnach weniger aus rationaler Erwägung der Gründe als aus einer *gespürten Kongruenz*.

Das steht zunächst in einem gewissen Widerspruch zu einer philosophischen Tradition der Vernunft Herrschaft, der Bindung von Freiheit an intelligible Gründe und moralische Normen. Untersuchungen an Patienten mit umschriebenen Schädigungen im Frontalhirn belegen allerdings, dass von Gefühlen und leiblichem Spüren abgeschnittene Entscheidungsprozesse zu nicht-authentischen und daher inadäquaten Entscheidungen führen. Patienten mit solchen Schädigungen zeigen in experimentellen Entscheidungssituationen, anders als gesunde Versuchspersonen, keinerlei vegetative Körperreaktionen; ihr leibliches Hintergrundgefühl ("Bauchgefühl") fällt aus. Mit anderen Worten: Ihr Körper sagt ihnen nicht mehr, was sie tun sollen. Sie wissen zwar noch abstrakt, was zu tun wäre, sind aber unfähig selbst zu alltäglichen Entscheidungen, weil sie sich in den Verästelungen alternativer Möglichkeiten verlieren. So kann es für sie eine kaum zu bewältigende Aufgabe sein, einen von zwei möglichen Terminen für eine Verabredung zu wählen, da sie mit den Überlegungen buchstäblich an kein Ende kommen.¹⁵ Nach Antonio Damasio, der diese Patienten untersucht hat, reagiert

22 der Körper normalerweise in Entscheidungssituationen über viszerale und muskuläre Funktionen, so wie er es in der Vergangenheit in ähnlichen Situationen getan hat, und meldet seinen Zustand an das Gehirn zurück. Diese leibliche Resonanz, das Vorgefühl oder die "Vorahnung" stellt einen meist recht zuverlässigen Wegweiser für Entscheidungen dar. Frontalhirngeschädigten Patienten jedoch sind von dieser Rückmeldung ihres Körpers abgeschnitten – mit fatalen Folgen für ihre Alltagsbewältigung.

Rationalistische Handlungstheorien, nach denen Gefühle reflektierten und verantwortlichen Entscheidungen im Weg stehen, treffen demnach nicht zu. Gelingende Entscheidungen bedürfen eines affektivleiblichen Spürsinneres, in dem frühere Erfahrungen implizit enthalten sind, und über dessen stummes Votum die Person nicht ohne Gefahr der Entfremdung hinweggehen kann.¹⁶ Freilich muss eine passende Artikulation dieses Spürsinneres im Entscheidungsprozess erst gefunden werden, und hier liegen vielfältige Möglichkeiten der Selbsttäuschung. Nur wenn sich tatsächlich eine hinreichende Kongruenz von Überlegen und innerem Spüren eingestellt hat, wird sich die Person mit ihrer Entscheidung identifizieren. Ein hinreichendes Maß an Selbstvertrautheit, Spürensdeutlichkeit und die Fähigkeit, differenzierte und adäquate Artikulationen für diesen inneren Sinn zu finden, sind daher maßgebliche Voraussetzungen für personale Freiheit.

Resümee

Sich-Entscheiden, so hat sich gezeigt, ist ein dynamisch fortschreitender Prozess, in den kognitive und emotionale Momente eingehen, und als dessen Resultat sich im gelingenden Fall eine gespürte ‚Stimmigkeit‘ oder Kongruenz einstellt. Da jene Momente sich im Reifen der Entscheidung wechselseitig beeinflussen und verändern, ist die neue Sinnbildung nicht aus vorbestehenden Determinanten ableitbar, seien es ‚Ursachen‘, ‚Motive‘ oder ‚Gründe‘. Die Entscheidung wird aber auch nicht von einer unabhängigen Ich-Instanz vollzogen, sondern *die Person selbst* öffnet, erklärt und entwickelt sich im Verlauf des Prozesses so, dass sie sich schließlich mit der gewählten Option zu identifizieren

vermag. Diese Kongruenz erleben wir als Selbstverfügung und Freiheit, obwohl, ja gerade weil sie in hohem Maß den Charakter des Widerfahrnisses, einer "Fügung" trägt, und nicht den einer willkürlichen "Setzung". Insofern hat das Geschehen viel mehr mit kreativen, künstlerischen Prozessen gemeinsam als mit mechanischdeterministischen Abläufen. Entscheiden und Handeln sind nicht verstehbar als gesetzlich determinierte Wirkung von Ausgangsfaktoren, seien sie neuronaler oder psychologischer Natur; sie sind vielmehr Formen einer nicht vorhersehbaren Sinnbildung, in der sich das Selbst in neuer Weise aktualisiert.

Entscheidungen sind umso freier, je mehr Aspekte und tiefere Schichten der Person in den dynamischen Prozess des Erwägens und Vorfühlens eingehen, je mehr sie sich selbst dabei transparent und zugleich spürbar wird. Wir sind, wie Bergson schreibt, dann frei, "wenn unsere Handlungen aus unser ganzen Persönlichkeit hervorgehen, wenn sie sie ausdrücken."¹⁷ Doch diese Synthese ist mehr als ein Ausdruck des schon Bestehenden; denn der Konflikt zwischen verschiedenen Möglichkeiten des Selbst kann nur durch eine Entwicklung gelöst werden, in der sich der Selbstentwurf in neuer Weise aktualisiert. Personale Freiheit bedeutet daher wesentlich Offenheit gegenüber einer neuen Sinnbildung. Im Entscheiden sind wir, in den Worten Ernst Blochs, "Wanderer, Kompass und das neue Land" zugleich.¹⁸

Epilog

Kehren wir abschließend noch einmal zur naturalistischen Position zurück. Der Neurowissenschaftler mag die Unvorhersehbarkeit und Spontaneität des dargestellten Prozesses der Entscheidung vielleicht einräumen. Aber, so würde er argumentieren, wenn nun der ganze Prozess eben doch als determinierter neuronaler Mechanismus ablaufe, den wir nur noch nicht genau vorausberechnen können?

In der Tat ist für unser Freiheitserleben die Frage entscheidend, ob der Prozess der subjektiven Abwägung von Möglichkeiten *selbst das Resultat mitbestimmt*, oder ob er gewissermaßen nur die ohnmächtige Widerspiegelung physikalischer Vorgänge ist, denen die eigentliche bestimmende Realität in der Welt zukommt. Wenn die subjektive Erfahrung für den Lauf der Welt selbst tatsächlich ohne

24 Folgen bliebe, dann wäre die Intuition personaler Freiheit tatsächlich in ihrem Kern getroffen. Kommt es also darauf an, dass ich mit mir ernsthaft zurate gehe, was ich in dieser Situation tun soll? Macht es einen Unterschied in der Welt?

Wenn es zutrifft, dass wir Möglichkeiten, Wertungen, Gründe und schließlich Entscheidungen in der physikalischen Welt nicht vorfinden, dann macht es in der Tat einen Unterschied. Und dieser Unterschied, den die Subjektivität in die Welt bringt, ist nach meiner Auffassung unabhängig von der Frage, ob die ihr als Träger zugrunde liegenden neuronalen Prozesse ihrerseits vollständiger physikalischer Determiniertheit unterliegen oder nicht (insofern vertrete ich hier eine kompatibilistische Position). Alles, was es zur Absicherung unserer Subjektivitäts- und Freiheitserfahrung bedarf, ist die These, dass die neuronalen Trägerprozesse *nicht ausschließlich* durch physikalische Gesetzmäßigkeiten bestimmt sind; oder umgekehrt, dass sich die Bestimmtheit von Prozessen des Denkens, Wertens, Vorziehens und Entscheidens *nicht vollständig* auf physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeiten reduzieren lässt. Um ein einfaches Beispiel zu geben: Was das Ergebnis der Rechnung 3×6 ist, oder was ein gültiger logischer Schluss ist, darf nicht durch Naturgesetze festgelegt sein. Die Richtigkeit der Gleichung $3 \times 6 = 18$ ergibt sich nicht aus hirneurophysiologischen, sondern aus mathematischen Gesetzmäßigkeiten. Alles andere wäre ein Neurologismus, der also analog dem schon von Husserl widerlegten Psychologismus sich anheischig machen würde, alle übergeordneten Gesetzmäßigkeiten, die wir in der Welt vorfinden, auf neuronale Mechanismen zurückzuführen. Natürlich ist es umgekehrt: Das Gehirn ist ein hochgradig formbares Trägermedium, das solche übergeordneten Bestimmungsmomente aufzunehmen in der Lage ist, ohne dass dabei die physikalischen Naturgesetze auf der untersten Systemebene in irgendeiner Weise verletzt werden müssten.

Diese Prägung konzedieren in der Regel auch die Neurowissenschaftler. Denn das Gehirn sei wohl durch Sprache, Ideen und Kultur, also durch den "objektiven Geist" mitgeprägt. Aber das ändere nichts an der vollständigen physikalischen Determiniertheit: es gehen dann in den Algorithmus der Neuronen auch Äquivalente von Bedeutungen und kulturellen Programmen ein, also z.B. von logischen

oder mathematischen Regeln. Aber es ist dann immer noch das Gehirn, das diese Programme ausführt, das rechnet, denkt und "entscheidet", weil es eben so und nicht anders programmiert wurde. Die Subjektivität, das bewusste Erleben selbst aber soll keinen Einfluss auf den Entscheidungsprozess haben. Die Welt ist eben so eingerichtet, dass mit einem bestimmten Grad an Komplexität elektrochemischer Prozesse in Gehirnen Bewusstsein auftaucht – warum und wozu, wissen wir nicht, es hat jedenfalls keinen Sinn und keine Funktion, es ändert nichts am Lauf der Welt; es bleibt ein metaphysisches Rätsel.

Das zentrale Argument gegen eine solche Position ist ein evolutionstheoretisches: Wozu eigentlich sollten sich Subjektivität und Bewusstsein überhaupt entwickelt haben? Wozu der ungeheure Entwicklungs- und Energieaufwand zur Herstellung eines völlig sinn- und folgenlosen Phänomens, einer systematischen Selbsttäuschung von Milliarden von Lebewesen? – Darauf bleiben uns die Neurobiologen die Antwort schuldig. Wenn wir aber die ontologische und biologische Absurdität einer unwirksamen und folgenlosen Subjektivität nicht hinnehmen wollen, dann muss das Gehirn so gedacht werden, dass es nicht nur durch den objektiven, sondern auch durch den subjektiven Geist bestimmt werden kann. Und das macht ja auch Sinn: Das Leben in seiner Evolution hat mit dem Gehirn ein Organ entwickelt, dessen Komplexität die Entstehung von Empfindung, Gefühl, Denken und Wollen ermöglichte. Diesem subjektiven Geist stellte das sich entwickelnde Gehirn immer mehr Freiheitsgrade zur Verfügung und vervielfachte damit seine Wahl- und Handlungsmöglichkeiten – bis hin zu der Möglichkeit unvorhersehbarer Kohärenz- und Sinnbildung, wie sie in der freien Entscheidung des Menschen auftaucht. Es macht Sinn, sich die Situation nach einer Entscheidung vorzustellen, weil ihr gefühlshaltiges, gespürtes Bild sie anders vergegenwärtigt als das millionenfache Summen der neuronalen Erregungen es könnte. Es macht Sinn, mit uns selbst zu Rate zu gehen, weil wir nur so spüren können, wozu es uns eigentlich geht, was uns bei einer Entscheidung wichtig ist. Dass all dies nur als ein leerer Schein in die Welt gekommen sei, ist eine Behauptung, die besser als durch alle Worte durch die eigene Erfahrung einer

26 schwierigen, aber authentischen Entscheidung selbst widerlegt wird. Bei dem gegenwärtigen Streit um Determinismus oder Freiheit geht es insofern um nicht weniger als die Wirksamkeit und damit Wirklichkeit des Subjektiven in der Welt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. etwa Roth 1994, Roth 2001, S. 427 ff., 443 ff., Singer 2004, sowie die Dokumentation der öffentlichen Diskussion von Geyer (2004).
- 2 Vgl. Habermas 2004.
- 3 Roth 2001, S. 445.
- 4 Vgl. Libet 1983, Roth 2001, S. 437 ff. – Das Experiment wurde inzwischen, erweitert um eine alternativ auszuführende Bewegung (einen von zwei Knöpfen drücken), von Haggard und Eimer (1999) wiederholt.
- 5 Zur Kritik vgl. etwa Helmrich 2004 und Höffe 2004.
- 6 „Mir scheint der Satz ‚Nicht das Ich, sondern das Gehirn hat entschieden!‘ korrekt zu sein, denn ‚eine Entscheidung treffen‘ ist ein Vorgang, dessen Auftreten objektiv überprüfbar ist. Auf den linken oder rechten Knopf zu drücken ... ist eine Entscheidung, und man kann mit entsprechendem Aufwand experimentell untersuchen, was im Gehirn passiert, bevor und wenn diese Entscheidung getroffen wird. Falls es nun stimmt, dass es nicht das wollende und bewusst erlebende Ich ist, welches die Entscheidung über eine Handlung trifft, wer entscheidet dann tatsächlich?“ (Roth 2004, S. 77). – Niemand, so muss die Antwort lauten – siehe dazu das Folgende.
- 7 So Roth 2001, S. 446.
- 8 Vgl. dazu Thomae 1960, S. 62 f. – Sehr passend erscheint dazu die Etymologie des arabischen Wortes für „entscheiden“, nämlich: „aus dem Zustand der Wanderung und Unstetigkeit in den der Sesshaftigkeit übergehen“ (Thomae, ebd. S. 16).
- 9 V.a. wenn notwendige Erklärungen antizipiert werden, weil die Entscheidung problematisch ist, z.B. andere überraschen oder nachteilig betreffen wird.
- 10 Dies hat Robert Spaemann ausführlich gezeigt, dessen Argumentation ich hier folge (Spaemann 1996, S. 223 ff.).
- 11 Vgl. hierzu Thomae 1960, S. 70.
- 12 Bergson 1911, bes. S. 134 ff., 142 ff.; vgl auch Spaemann 1996, S. 224 f.
- 13 Spaemann 1996, S.227.
- 14 „Die Entscheidung überspringt einen Mangel an rationalen Bestimmungsgründen des Handelns“ (Lübbe 1965, S. 131 f.).
- 15 Damasio 1995, S. 263.
- 16 Vgl. hierzu auch den Begriff des „Innengrunds“, den Ulrich Pothast für das zunächst noch nicht verbalisierte Spüren der eigenen persönlichen Situation geprägt hat (Pothast 1992).
- 17 Bergson 1911, S. 135.
- 18 Bloch 1978, S. 335.

Literatur

- Bergson, H. (1911) *Zeit und Freiheit* (Essai sur les données immédiates de la conscience. Paris 1889). Diederichs, Jena.
- Buchheim, T. (2004) *Die Grundlagen der Freiheit*. Philosophisches Jahrbuch 111: 1-16.
- Bloch, E. (1978) *Über Tod, Unsterblichkeit, Fortdauer*. Gespräch mit Siegfried Unseld 6.8.1969, S. 335. In: *Tendenz – Latenz – Utopie*. Ergänzungsband zur Gesamtausgabe, S. 308-335. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Damasio, A. (1995) *Descartes Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. List, München.
- Fuchs, T. (2003) *Kosmos im Kopf? Zur Kritik des Cerebrozentrismus*. *Scheidewege* 33: 350-366.
- Habermas, J. (2004) *Freiheit und Determinismus*. *Dt. Z. Philos.* 52: 871-890.
- Haggard, P., Eimer, M. (1999) *On the relation between brain potentials and the awareness of voluntary movements*. *Experimental Brain Research* 126: 128-133.
- Helmrich, H. (2004) *Wir können auch anders: Kritik der Libet-Experimente*. In: C. Geyer (Hrsg.) *Hirnforschung und Willensfreiheit*, S. 92-97. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Höffe, O. (2004) *Der entlarvte Ruck. Was sagt Kant den Hirnforschern?* In: C. Geyer (Hrsg.) *Hirnforschung und Willensfreiheit*, S. 177-182. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Libet, B., Gleason, C.A., Wright, E.W., Pearl, D.K. (1983) *Time of conscious intention to act in relation to onset of cerebral activity (readiness-potential)*. *Brain* 106: 623-642.
- Lübbe, H. (1965) *Zur Theorie der Entscheidung*. In: E.-W. Böckenförde (Hrsg.) *Collegium philosophicum*. Festschrift für J. Ritter. Schwabe, Basel.
- Pothast, U. (1992) *Erfordernis und Grenzen des Erfindens. Über den Umgang der Person mit dem Vergangenen*. In: *Forum für Philosophie* (Hrsg.) *Zeiterfahrung und Personalität*, S. 158-180. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Roth, G. (1994) *Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Roth, G. (2001) *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Roth, G. (2004) *Worüber Hirnforscher reden dürfen – und in welcher Weise?* In: C. Geyer (Hrsg.) *Hirnforschung und Willensfreiheit*, S. 66-85. Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Singer, W. (2004) *Selbsterfahrung und neurobiologische Fremdbeschreibung. Zwei konfliktträchtige Erkenntnisquellen*. *Dt. Z. Philos.* 52: 235-255.
- Spaemann, R. (1996) *Personen. Versuche über den Unterschied zwischen ‚etwas‘ und ‚jemand‘*. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Thomae, H. (1960) *Der Mensch in der Entscheidung*. Barth, München.